

Zeitschrift:	Curaviva : Fachzeitschrift
Herausgeber:	Curaviva - Verband Heime und Institutionen Schweiz
Band:	77 (2006)
Heft:	7-8
Artikel:	Altersforscher François Höpflinger über die Entwicklung der Wohnbedürfnisse : "Wenn man wenig Geld hat, gibt es kaum Alternativen zum Heim"
Autor:	Rizzi, Elisabeth / Höpflinger, François
DOI:	https://doi.org/10.5169/seals-803933

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 06.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Altersforscher François Höpflinger über die Entwicklung der Wohnbedürfnisse

«Wenn man wenig Geld hat, gibt es kaum Alternativen zum Heim»

■ Elisabeth Rizzi

Vereinsamung und Verwahrlosung betreffen nur einen kleinen Teil der Betagten. Hingegen werde Wohnen zum Problem bei einem unvorhergesehenen Umzug von Rentnern mit wenig Einkommen.

■ *Hartnäckig hält sich der (falsche) Mythos vom glücklichen Altern in der Grossfamilie. Wie ist dieser Mythos entstanden?*

François Höpflinger: In der ersten Hälfte des zwanzigsten Jahrhunderts hatten wegen der Wirtschaftskrise viele Menschen in Europa Schwierigkeiten, eine Familie zu gründen. In dieser Depressionsphase entstand der Mythos, dass früher alles besser gewesen sei.

■ *Wie war es tatsächlich?*

Höpflinger: Tatsächlich entstanden echte Mehrgenerationenhaushalte erst Ende des 19. Jahrhunderts in der Landwirtschaft. Durch den Wegfall von Mägden und Knechten mussten vermehrt Angehörige auf den Höfen mitarbeiten. Zudem herrschte am Ende der Industrialisierung zunehmende Wohnungs- und Arbeitsnot. Dadurch rückten die Familien näher. Aber: Solche Formen des Zusammenlebens waren schon damals die Ausnahme und entstanden aufgrund mangelnder Alternativen.

■ *Wie haben die alten Menschen vor der Industrialisierung gelebt?*

Höpflinger: Grundsätzlich war die Lebenserwartung viel tiefer. Und wer

alt wurde, lebte oft allein. 1637 besassen beispielsweise in der Stadt Zürich 92 Prozent der über Sechzigjährigen einen eigenen Haushalt.

■ *Institutionelles Wohnen im Alter ist ein Phänomen, das erst mit der bismarckschen Sozialgesetzgebung populärer wurde. Warum?*

Höpflinger: Das mag für Deutschland gelten. In der Schweiz waren schon vorher kommunale Vorsorgeeinrichtungen tätig. Vielerorts gab es so genannte Pfrundanstalten zur Versorgung von desintegrierten Personen. Oft wurden dabei Arme, Alte und Behinderte in den gleichen Anstalten untergebracht. Erst gegen Ende des 19. Jahrhunderts fand eine Unterscheidung statt zwischen Irrenanstalten, Altersheimen und anderen Institutionen. In der Schweiz leben wegen dieser historischen Entwicklung übrigens heute auch mehr ältere Menschen in Alters- und Pflegeheimen als in Deutschland.

■ *Trotzdem blieben institutionelle Wohnformen immer einer kleinen Minderheit der Bevölkerung vorbehalten. Wieso wurde Alterswohnen lange Zeit trotzdem nur auf diese einzige Lebensform reduziert?*

Höpflinger: Zum einen lag das an der stark kommunalen Versorgungsstruktur. Zuständig für arme Alte waren lange Zeit die Bürgergemeinden. Zum anderen wagten viele Betagte lange Zeit nicht, eigene Bedürfnisse zu äussern. Und schliesslich kommt

hinzzu, dass überdurchschnittlich viele alte Menschen damals arm waren. Das führte dazu, dass die Heime eine Grundversorgerfunktion einnahmen. Teilweise wurden ältere Sozialhilfebezüger bis in die Sechzigerjahre hineingeschwungen, in ein Heim in ihrer Bürgergemeinde zu ziehen.

■ *Tatsächlich leben heute nur 22 Prozent der über Achtzigjährigen in Heimen. Man muss davon ausgehen, dass der Grossteil in den bereits langjährig bewohnten Liegenschaften bleibt und auch so lange wie möglich dort verweilen will. In den letzten Jahren entstanden immer mehr Projekte für Wohnanpassungen, gemeinschaftliche Wohnformen, betreutes Wohnen und Quartiersanpassungen. An wie viel Prozent der über 65-Jährigen richten sich solche Angebote?*

Höpflinger: Die Mehrheit der Seniorinnen und Senioren wohnt tatsächlich weiter wie bisher. Nur 20 Prozent machen sich Gedanken über einen möglichen Umzug. Die Zahl derjenigen, die sich neu orientiert, wächst allerdings. Nicht zuletzt spielen hier späte Scheidungen eine Rolle.

■ *Wohnraumanpassungen gewinnen zunehmend an Bedeutung. Das Behindertengesetz bringt hier zwar gewissen Zugzwang im Bereich der Neuwohnungen. Doch beim Altwohnungsbestand stehen die Anpassungen noch immer an einem kleinen Ort. Zu einem bedeutenden Teil liegt das auch am Widerstand der Betagten selbst. Wieso entsteht dieser?*

Höpflinger: Die Leute akzeptieren teilweise ihr Alter beziehungsweise die Behinderung nicht. Ausserdem sind viele Leute noch nicht gewohnt, etwas für Anpassungen bezahlen zu müssen. Hinzu kommt, dass viele nicht sichtbar machen wollen, dass sie auf Hilfe angewiesen sind.

■ Ziehen die Betagten heute zu spät um? Immerhin machen sich nahezu 60 Prozent der zuhause lebenden Betagten keine Gedanken über einen altersbedingten Wohnortwechsel.

Höpflinger: Das hat teilweise mit einer anderen Lebenseinstellung der jetzt Betagten und Hochbetagten zu tun. Man schickt sich fatalistisch ins eigene Schicksal. Möglicherweise ist Planung im menschlichen Hirn evolutionsbedingt nicht immer vorgesehen. Man zieht etwas an, wenn man friert. Und ebenso bestellt man erst einen Treppenlift, wenn man akut darauf angewiesen ist.

■ Ist die Babyboomer-Generation anders?

Höpflinger: Die neue Generation bereitet sich vermutlich aktiver auf das Rentenalter vor. Das liegt an ihrer Lebensgeschichte. Diese Generationen haben oft mehrere Berufswechsel hinter sich. Sie waren autonom in ihren Entscheidungen bezüglich Konsum und Freizeit. Zudem gibt es viele gebrochene Biografien mit Scheidungen und anderen Lebenskrisen. Für die kommende Altersgeneration ist auf jeden Fall die Wahlmöglichkeit aus verschiedenen Angeboten sehr wichtig.

■ Bei welchen Angeboten des Altersgerechten Wohnens besteht Ihres Erachtens der grösste Handlungsbedarf?

Höpflinger: Ganz klar besteht am meisten Handlungsbedarf bei den Wohnraumanpassungen und zwar nicht nur bei den Miethäusern, sondern auch bei den Eigenheimbesitzern. Oft kommt es beispielsweise vor, dass Einfamilienhäuser grosse Räume

haben, die eine Unterteilung in Wohnungen zur Untermiete verunmöglichen. Ausserdem muss auch die Wohnumgebung in gewissen Quartieren angepasst werden. Das heisst: Einkaufsmöglichkeiten und der einfache Anschluss an den öffentlichen Verkehr müssen gewährleistet werden. Vor allem auf dem Land sind viele Leute nicht auf ein autofreies Leben vorbereitet.

der Betagten eher auf Wohnbau-Genossenschaften denn auf Altersresidenzen angewiesen wäre.

■ Wahr haben die Rentnerinnen und Rentner immer mehr Geld. Dennoch müssen einige mit einem bescheidenen Einkommen auskommen. Was bedeutet Altern für diese Leute?

Höpflinger: So lange jemand eine Wohnung hat und dort auch eine gute



«Die Leute akzeptieren teilweise ihr Alter beziehungsweise die Behinderung nicht»

Fotos: eri

■ Ihre Befragungen aus dem Age Report 2004 haben gezeigt, dass Ältere sich vor allem kostengünstigen und gemütlichen Wohnraum wünschen. In diversen Projekten spielt dieser Aspekt jedoch eine untergeordnete Rolle. Wird an den Betagten vorbei geplant?

Höpflinger: Vermutlich machen sich viele Betagte falsche Vorstellungen über günstigen Wohnraum; vor allem, wenn sie schon jahrzehntelang in ihrer Wohnung gelebt haben und der Mietzins entsprechend tief ist. Aber tatsächlich ist es so, dass ein Grossteil

Lebensqualität, ist alles in Ordnung. Problematisch wird es, wenn ein Wohnortswechsel nötig wird. Nicht zuletzt wegen geringen Renten ist das Heim dann oft die einzige Möglichkeit. Ein Altersheimeintritt wird denn auch nicht allein von der Gesundheit, sondern auch vom Einkommen beeinflusst. Dass es bei den Altersheimbewohnenden überdurchschnittlich oft Sucht- und Depressionsprobleme gibt, könnte auch mit der Einkommenssituation zusammenhängen.

■ Das heisst: Ohne Geld gibt es keine Alternative zum Heim?

Höpflinger: Wenn man wenig Geld hat, gibt es kaum Alternativen zum Heim, ausser mit jemandem zusammenzuleben. Allerdings ist es nur ein verschwindend kleiner Teil der Betagten, der das will. Man kann also durchaus sagen: Im Alter gibt es eine enorme Segmentierung bei den Wohnformen.

■ Bei den über Achtzigjährigen liegt der Anteil der allein lebenden Personen bei über 40 Prozent. Gibt es hier spezielle Faktoren und Bedürfnisse, die es zu berücksichtigen gilt?

Höpflinger: Bei den sozial gut vernetzten Personen sehe ich keine Probleme. Nur ein kleiner Teil ist isoliert. Bei den über Siebzigjährigen schätze ich den Anteil auf rund 10 Prozent. Hier können Probleme wie Verwahrlosung oder Depressionen entstehen. Solchen Problemen kann man mit Transportdiensten, Mittagstischen, sozialen Angeboten oder Besuchsdiensten entgegenwirken. Allerdings wollen lange nicht alle Betagten einen Besuchsdienst!

■ Sie unterscheiden im Age Report vier Phasen von Alter. In den ersten beiden Phasen des Nacherwerbslebens unterscheiden sich die Wohnbedürfnisse nicht wesentlich von denjenigen jüngerer Personen. Was ist in der danach folgenden dritten Phase besonders wichtig?

Höpflinger: Hindernisfreie Wohnungen mit angepasster Struktur bei körperlichen Einschränkungen sind sicher wichtig. Auch muss der Zugang zur Wohnung gut sein. Dann können alte Freunde zu Besuch kommen. Ausserdem ist Technologie zentral, beispielsweise das Vorhandensein eines bedienungsfreundlichen Telefons. Und schliesslich sind die schon genannten nahen Einkaufsmöglichkeiten und der Zugang zum öffentlichen Verkehr zentral.

■ Der Trend des möglichst langen selbständigen Wohnens führt dazu, dass sich die Heime mit immer mehr stark pflegebedürftigen Personen füllen. Die Zahl dieser Personen wird sich in den kommenden Jahrzehnten noch erhöhen. Belastend ist dies vor allem für die Kostenseite der Häuser. Ist das ein gesellschaftliches Phänomen, das es zu akzeptieren gilt, oder sehen Sie Alternativen?

Höpflinger: Wenn wirklich grosser Pflegebedarf besteht, ist ambulante Pflege kaum mehr durchführbar. Es ist

auch nicht davon auszugehen, dass Angehörige künftig mehr Pflegeleistungen erbringen. Stationäre Angebote sind deshalb wichtig. Die Gesellschaft muss das akzeptieren und auch bezahlen.

■ Schon heute beträgt der Anteil von demenziell geschädigten Personen in Heimen zwei Drittel. Unterschätzen die Heime diese wachsende Klientengruppe?

Höpflinger: Sicher muss noch viel ausgebaut werden. Viele Heime bieten

«Es fragt sich, ob ich 90 werden will»

■ Herr Höpflinger, wie alt sind Sie heute?

Höpflinger: Ich bin 58 Jahre alt.

■ Wie wollen Sie selbst im Alter wohnen?

Höpflinger: Wir sind schon von Fanas nach Horgen umgezogen und führen im Haus auch eine rollstuhlgängige Wohnung, die wir bei Bedarf übernehmen könnten. Auf jeden Fall will ich im Alter in der Nähe der Stadt leben und nicht auf dem Land.

Es fragt sich allerdings, ob ich 90 werden will.

■ Was ist Ihnen fürs Wohnen im Alter besonders wichtig?

Höpflinger: Wichtig ist mir die Nähe zu den Kindern. Und dann möchte ich gute Pflege und genug Freiraum.

Ich möchte meine Möbel mitbringen, wenn ich in ein Heim muss. Das Zimmer muss nicht gross sein. Aber es sollen nicht alle die ganze Zeit ungefragt herein kommen dürfen. Ein Mehrbettzimmer wünsche ich mir wirklich nicht. Aber habe ich die Wahl, dereinst ein Einerzimmer durchzubringen?

Angesichts der steigenden Zahl älter werdender Menschen kann es schon sein, dass immer mehr Leute ihr Leben im Mehrbettzimmer beenden müssen.



«Ein Mehrbettzimmer wünsche ich mir wirklich nicht»

■ Wie können Sie sich Altwerden überhaupt nicht vorstellen?

Höpflinger: Eine eigentliche Wohngemeinschaft ist für mich zurzeit undenkbar. Ebenfalls fände ich es nicht gut, wenn ich bei den Kindern leben und ihnen zur Last fallen würde. (eri)

Dementen zudem zu wenig Auslauf. Aber in immer mehr Kantonen reagiert man auf die Demenzproblematik. Ausserdem ist Demenz kein Thema, das die Gesellschaftsstruktur schlagartig von heute auf morgen verändert. Erst ab dem Jahr 2035, wenn die Babyboomer altern, verschärft sich das Betreuungsproblem. Doch auch hier gilt es zu relativieren: Auch im Jahr 2050 wird der Anteil der Dementen an der gesamten Rentnerzahl nicht wesentlich mehr als 10 Prozent betragen. Doch sogar diese Prognose kommt nur dann zustande, wenn die Prävention und Behandlung keine Fortschritte machen würden.

■ Welche Wohnformen werden sich in der Gruppe der Demenzpatienten durchsetzen?

Höpflinger: Sicher wird es mehr spezialisierte Stationen geben. Und wahrscheinlich werden die nicht geschlossenen Formen sich durchsetzen.

Mit technologischen Sicherungssystemen kann den Dementen schon heute genug Bewegung ermöglicht werden. Allerdings müssen die Einheiten überschaubar sein. Ausserdem sollte die Lebensgeschichte der Leute in den Wohnraum mit einbezogen werden.

■ Welche Auswirkungen wird die Zunahme älterer Ausländer auf die Wohnbedürfnisse haben?

Höpflinger: Es wird wichtig, dass das Personal die Sprache des Herkunftslandes beherrscht. Denn besonders Demente können die Sprache des Wohnlandes verlernen. Ausserdem sollte auch die Küche die heimatlichen Speisen führen. Bei islamischen Personen ist dagegen besonders der Friedhof ein Problem. Die Gräber dürfen nicht nach 20 Jahren aufgehoben werden.

■ Schlechterer Gesundheitszustand, geringere ökonomische Ressourcen und

früher eintretende Hilfsbedürftigkeit zeichnen die Klasse der älteren Ausländer aus. Wie kann die Gesellschaft diese Phänomene abfedern?

Höpflinger: Solche Leute müssen integriert werden und zwar in Gruppen von ihresgleichen. Sie brauchen gute Pflege. Und für die jetzt noch arbeitstägigen Migranten müssen die Arbeitsbedingungen präventiv verbessert werden.

■ Wie werden die technologischen Kommunikationsmöglichkeiten das Wohnen im Alter verändern? Schon heute verzichtet beispielsweise das Wohnprojekt «Wohnen 55 Plus» auf Klingelknöpfe und Gegensprechanlagen. Man setzt dagegen auf Skype und Handys ...

Höpflinger: Das Internet wird immer mehr zum Standard. Sicherheitsalarm wollen dagegen viele Leute nicht. Radio und Fernsehen werden noch lange am wichtigsten bleiben. Beim Fernsehen sind Hilfsmittel wie Kopfhörer für Schwerhörige und Zoomfunktionen hilfreich. Und das Handy haben Grosseltern entdeckt, um ungestört von der mittleren Generation mit ihren Enkeln kommunizieren zu können.

■ Wird künftig die räumliche Wohnraumumgebung an Bedeutung verlieren? Immerhin kann man über das Internet einkaufen und mit Bekannten rund um den Erdball chatten.

Höpflinger: Nein, der physische Wohnort wird weiter ein grosses Thema

bleiben. Die Leute wollen Ruhe, schöne Aussicht und öffentlichen Verkehr. Im Übrigen ist es nicht so, dass Technologie den sozialen Kontakt ersetzt. Im Gegenteil: Leute, die viel im Internet sind, haben auch im realen Leben mehr Kontakte. Technologie ist aber auch sehr wichtig – nicht zuletzt für Migranten. Das Internet ermöglicht ihnen regelmässigen Kontakt mit ihrer Heimat.



■ Matthias Horx schildert in seinem Buch «Wie wir leben werden» Visionen von hoch technologisierten Pflegeinseln, auf denen man luxuriös stirbt. Wird Altern künftig sein Gruselimage verlieren?

Höpflinger: Die negativen Bilder vom Alter werden bleiben. Aber das Alter wird immer später beginnen. Noch vor wenigen Jahrzehnten war man mit 65 alt. Heute redet man ab 80 bis 85 Jahren von Alter. Dann allerdings nehmen auch die Defizite zu. Grösste Angst

haben die Leute heute vor einem Gedächtnisverlust. Bei den Neunzigjährigen ist ein Drittel dement, bei den über Hundertjährigen beträgt der Anteil schon 50 Prozent. Alter und Sterben werden ihren Schrecken nicht verlieren.

Prof. Dr. François Höpflinger ist Titularprofessor für Soziologie an der Universität Zürich und Forschungsdirektor des Universitären Instituts «Alter und Generationen» (INAG) in Sion.